



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Villemain und Napoleon I. : Souvenirs contemporains d`Histoire et de  
Littérature par Villemain.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Villemain und Napoleon I.

Souvenirs contemporains d'Histoire et de Littérature par Villemain.

Auf die unbeschränkte Press- und Redefreiheit, welche die Februarrevolution Frankreich brachte, ist seit dem Gelangen Ludwig Napoleons zur Herrschaft ein Zustand gefolgt, in dem kein Wort des directen Tadel's gegen die Regierung laut werden darf und nur beifälliges und oft überschwengliches Lob der von der Regierung besoldeten Volksvertreter und der auch ohne Censur unter strenger Zucht gehaltenen Presse zu vernehmen ist. Nur indirect macht sich die Opposition hörbar und sie geht hauptsächlich von den Männern aus, die man die Blüte der Intelligenz Frankreichs nennen kann und die seit der Restauration nicht ohne Ruhm und mit nur zu kurz dauerndem Glück für die Begründung einer gemäßigten politischen Freiheit in ihrem Vaterlande gekämpft haben. Sie blicken natürlich mit Schmerz auf eine Zeit zurück, wo sich im freien, lebendigen Spiel der gegenüberstehenden Kraft der politische Charakter des Einzelnen und der Nation fühlte, und können sich nicht mit einer Zeit ausöhnen, welche gehorsames Schweigen in willensloser Unterwürfigkeit als einzige Manne'tugend gelten lassen möchte. Da sie aber die bestehenden Zustände nicht offen kritisiren dürfen, so versuchen sie Satiren auf die Gegenwart, indem sie dieselbe mit Epochen früherer Freiheit vergleichen oder auf die ursprüngliche Begründung der Macht des gegenwärtigen Inhabers der Regierungsgewalt zurückgehen und auf die Herrschaft des ersten Napoleons und den wahren Werth der von ihm erworbenen Gloire grelle Streiflichter fallen lassen. Zu dieser Classe von Büchern gehören Villemains Souvenirs contemporains d'Histoire et de Littérature, deren zweiter und letzter Band im Sommer dieses Jahres erschienen ist. Villemain, unter Ludwig Philipp zweimal Unterrichtsminister, gehörte schon als junger Professor der Beredsamkeit an der Sorbonne seit 1816, wie seine Collegen Cousin und Guizot zu denjenigen, welche die französische Jugend für die Formen der Repräsentativregierung begeisterten und die Herstellung einer parlamentarischen Regierung möglich machten und selbst unter Ludwig Philipps eigennütziger Herrschsucht durchzuführen versuchten. Ein Theil seines Buches beschäftigt sich mit den schönen Flitterwochen der constitutionellen Freiheit unter Ludwig XVIII., dem einzigen französischen Fürsten, der in aller Aufrichtigkeit mit der Verfassung regieren wollte; der andre Theil bespricht die glanzvollen Zeiten, wo der erste Napoleon scheinbar auf der Höhe seines Ruhms stand, wo aber schon, obgleich nur sehr wenigen sichtbar, der Wurm an dem Riesengebäude seiner Herrschaft nagte, der sie zum schmachlichen Sturze brachte. Die Mittheilungen, die uns Villemain über die Zeit vor dem russischen Feldzug von 1812 und während desselben macht, sind äußerst werthvoll für eine

genauere Kenntniß des intimen Charakters des großen Kaisers, denn sie sind aus den vertraulichen Ergießungen desselben gegen den Grafen Narbonne, der oft, ohne es zu wollen, der Vertraute der Verlegenheiten oder der titanenhaften Pläne des Kaisers wurde, geschöpft. Narbonne, vom vornehmsten französischen Adel und vor der Revolution als Ehrencavalir bei den Prinzessinnen Ludwigs XV. angestellt, schloß sich bei dem Ausbruch der Revolution der freisinnigen Partei des Adels an, wurde später Günstling des Kaisers und einer seiner Adjutanten. Als solcher war er von da ab der beständige Gefährte Napoleons, manchmal sein Rathgeber, immer sein Vertrauter und treuester Freund. Ihm war es vergönnt, tiefe Blicke in diesen Riesengeist zu thun, der in allen andern Angelegenheiten maßvoll und voller Staatsweisheit, sich von der Leidenschaft für den Krieg ergriffen zu den abenteuerlichsten Plänen hinreißen läßt und im Rausche des Sieges und Glückes vergißt, daß in der Natur der Verhältnisse und in den Eigenheiten der verschiedenen Nationalitäten selbst das größte Genie unübersteigliche Schranken für seine Wirksamkeit findet. Bei diesem General Narbonne war Billemain Privatsecretär und wurde von ihm oft unwillkürlich zum Vertrauten seiner geheimsten Gedanken gemacht wenn derselbe, noch ganz erschüttert von dem Eindrucke, welchen die gigantischen Pläne seines Herrn auf ihn gemacht hatten, von einer Audienz bei dem Kaiser zurückkehrte. So geschah es kurz vor dem Feldzug nach Rußland, wo der Adjutant einmal plötzlich nach St. Cloud berufen worden war. Billemain war im Wagen sitzen geblieben, und hatte sich die Zeit mit der Lectüre von Chateaubriands *Itinéraire* vertrieben, als Narbonne wieder einstieg und dem Kutscher befahl, so rasch als möglich zurück nach Paris zum Herzog von Bassano zu fahren. Dann drückte er die Hände an die Stirn und murmelte, als ob er jetzt erst aus einer Art Traum erwachte und zu einer klaren Würdigung von dem was er gehört käme, vor sich hin: „Welch ein Mann! großer Gott! welche Ideen! welche Träume! wer soll dieses Genie im Zaume halten? es ist nicht zu glauben! das Irrenhaus oder das Pantheon?“ Einige Augenblicke darauf wendete er sich gegen seinen Begleiter und nahm mit zerstreuter Miene das Buch, in welches letzterer vertieft gewesen. Er las laut den Titel „*Itinéraire de Paris à Jerusalem passant par la Grèce*,“ und setzte dann hinzu: „Wie glücklich sind Sie, junger Mann, das Sie sich so beschäftigen können; *Itinéraire de Paris à Jerusalem*; für wahr! der Weg ist freilich lang, aber wir haben noch mehr vor als das — ma foi! einen ganz andern Weg zu studiren! — Eine ganz andere Art bewaffneter Pilgerfahrt zu unternehmen, um nach Moskau zu gelangen und das Kreuz des großen Iwan zu erblicken! Es handelt sich dies Mal nicht darum, den Bart eines friedlich alten Türken zu verbrennen, der zu seiner Erholung spazieren reitet oder in den Ruinen Spartas dreimal laut zu rufen „Leonidas!“, der natürlich gegen den Ruf taub genug



wegen, aber es nicht befreien, und die Unabhängigkeit des westlichen Europa sichern, ohne eine revolutionäre Gährung zu erregen — das ist die ganze Aufgabe.“ Und dann machte es ihm Spaß, wenn er sich halb neckend gegen Narbonne wenden konnte und hinzusetzte „Sie waren auch einmal von allen diesen schönen Ideen angesteckt, vergessen Sie das nicht! Sie glaubten an die Verfassung von 1791; ich table Sie deshalb nicht, der Klügste kann sich irren; aber Sie alle versuchten eine Unmöglichkeit und brachten das Erdbeben zu Stande, welches meinen armen Onkel Ludwig XVI. verschlang!“ Ein ander Mal verrieth er schon hier, welches Spiel er mit den Polen treiben wollte, obgleich seine Lobredner sich immer noch Mühe geben, ihm ernstliche Pläne zur Wiederherstellung des polnischen Reichs unterzuschieben, und gab dabei zu erkennen, daß sein politischer Scharfsinn die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens besser erkannte, als die Polenfreunde der Gegenwart, welche aus den zur Hälfte durch deutschen Fleiß der Civilisation zurückeroberten Strecken, wieder eine sarmatische Republik aufbauen wollen, die kein Jahr würde bestehen können und deren Gründung ein Rückschritt in der Geschichte der Menschheit wäre. „Ich habe die Polen gern, bemerkte er manchmal; „aber ich habe es mir reiflich überlegt, ich will ein Feldlager in Polen haben, kein Forum. Meinetwegen mag im Großherzogthum Warschau ein Stückchen Reichstag sein, um uns bei den Aushebungen von Truppen, die wir brauchen, zu unterstützen; aber mehr nicht. Ich werde mit Alexander einen anständigen Krieg führen mit 2000 Kanonen und 500,000 Mann Soldaten, aber ohne Aufstand. Ich nehme Moskau ein und treibe den Zar nach Asien zurück; aber einen Club dulde ich nicht, weder in Warschau noch in Krakau — nirgends. Nein, mein lieber Narbonne, ich werde Polen als eine disciplinirte Heeresmacht benutzen, womit ich meine Schlachtfelder bevölkere.“

„Und dann, mon cher, (und sein Adjutant bemerkt, „er sprach im Ton eines Mannes, der unter der Herrschaft eines Traumes steht“) und dann ist dieser lange Weg der Weg nach Ostindien. Alexander begann seinen Marsch nach dem Ganges wahrscheinlich von einer größern Entfernung als von Moskau aus. Ich habe schon oft daran gedacht, zum ersten Mal in St. Jean d'Acree. Wäre ich nicht gezwungen worden, diese Belagerung aufzugeben, so hätte ich damals halb Asien erobert und hätte Europa von der andern Seite genommen, um die Throne von Frankreich und Italien auf dem Rückweg zu erobern. Jetzt muß ich von dem äußersten Ende Europas anfangen, um nach Asien zu gelangen und England anzugreifen: ich besitze die Karten und genaue Angaben über die Völkerschaften, auf die ich auf dem Wege von Tiflis und Griwan nach den englischen Besitzungen in Ostindien stoße. Es ist ein weniger schrecklicher Feldzug, als derjenige, welcher binnen drei Monaten beginnen wird. Moskau ist 3000 Kilometer von Paris und jedenfalls werden

unterwegs einige Schlachten geschlagen werden. Aber nehmen wir an, Moskau ist eingenommen, Rußland niedergeworfen, der Zar entweder mit mir ausgehört, oder durch eine Palastverschörung ums Leben gekommen; sollte da nicht eine große Armee Franzosen von Tiflis aus einen Weg nach dem Ganges finden, dessen Ufer nur ein französisches Schwert zu berühren braucht, um das ganze gewaltige Gebäude englischer kaufmännischer Größe in Ostindien über den Haufen zu werfen? Es wird die Expedition sein, welche dem 19. Jahrhundert seinen Namen gibt — von gigantischem Maßstabe, aber recht gut ausführbar: Sie sehen jetzt, daß mir alles gebietet, nach Moskau zu gehen und Sie werden hoffentlich zugeben, daß alles ziemlich weise combinirt ist. Für alles ist gesorgt, abgesehen natürlich von der Hand der Vorsehung, welche, hoffe ich, uns nicht fehlen wird.“

Das Stillschweigen, mit dem Herr von Narbonne diese monströsen Pläne aufnahm, hielt ebensowenig als ein Widerspruch Napoleon von der Verfolgung derselben ab. „Lassen Sie sich nicht täuschen“ sagte er einmal „ich bin ein echter römischer Kaiser; ich bin von der edelsten Art der Cäsaren — von der, welche Gründer sind. Chateaubriand vergleicht mich in seinem Mercur stillschweigend mit Tiberius. Ein guter Einfall, wahrhaftig! Trajan, Diocletian, Aurelian, wenn Sie wollen; einer von diesen, die ihrer Geburt nichts verdanken und die Welt umgekehrt haben. Wie geht es nur zu, daß Ihnen, der mit diesen Sachen so vertraut ist, nicht die Ähnlichkeit meiner Regierung mit der des Diocletian auffällt? Sehen Sie das dichte Gewebe, das ich überall hin ausbreite; dann das Auge des Herrn, dem sich niemand entziehen kann und die Civilautorität, die ich mitten in einem rein kriegerischen Reiche allmächtig erhalten habe. Was Trajan betrifft, so bilde ich mir ein, es ist keine Flatterie d'Opéra mich mit ihm zu vergleichen!“

Von solchen Gesprächen kehrte Herr von Narbonne erschrocken, verwirrt, fast an seinem Verstand zweifelnd und mit der Miene voll Kummer und Ironie, mit der bitteren Stimmung zurück, welche auf Villemain einen so großen Eindruck machten. Sehr interessant ist, was wir durch ihn über die Stimmung im Innern Frankreichs während der letzten vier oder fünf Jahre des Kaiserreichs erfahren. Frankreich ist unter Napoleon selten zu Hause, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Die großen Ereignisse seines Nationallebens gehen in andern Ländern vor sich; seine Geschichte muß außerhalb seiner Grenzen verfolgt werden und in Berlin, in Wien, in Neapel oder in Madrid müssen die Geschichtschreiber jener Zeit die glänzendsten Thaten des damaligen Frankreichs verfolgen. Aber daneben besteht noch ein anderes Leben, das bis jetzt kaum beschrieben ist, eine Geschichte, die noch keinen Geschichtschreiber hat: die Geschichte der Bevölkerungen, die zurückblieben, wenn die Legionen des Eroberers ihrem glänzenden oder blutigen Schicksal entgegenstießen; der Frauen,

welche weinten, der Männer, welche großten und des Frankreichs, welches nicht das Frankreich von Austerlitz und Wagram war und welches, ermattet und ausgezogen, selbst seinen Ruhm zu hassen anfing und zuletzt voll ungeduldigem Groll den Mann stürzt, den es mit Aufopferung seines besten Blutes erst so hoch erhoben. Das allmälige Umsichgreifen dieses Gefühls der Unzufriedenheit, welches stumm bleibt, aber mit jedem Tage stärker wird, ist von Villemain trefflich geschildert; Zug für Zug können wir die Veränderung der öffentlichen Meinung, von stummer Unterwürfigkeit bis zu schlecht unterdrücktem Entsetzen verfolgen und ebenso deutlich sehen wir die schreckliche Nacht, welche, nur von noch schrecklicheren Visionen unterbrochen, allmälig den Geist des Herrschers zu umfassen scheint.

Nicht nur Herr von Narbonne, sondern auch seine ganze übrige Umgebung rathen und bitten den Kaiser, den Zug nach Rußland aufzugeben. Caulaincourt, Daru, Lobau, Duroc, alle stellen ihm die Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs dar und den schrecklichen Preis, der für den kaum möglichen Sieg bezahlt werden müßte. „Sire,“ sagte eines Tages Herr von Narbonne zu Napoleon, „wir werden natürlich folgen, wohin uns Ew. Majestät zu führen beliebt; wir werden folgen, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Was mich betrifft, so bin ich seit 1792 auf alles vorbereitet, aber ich wage es, Sie im Namen derjenigen, welche stumm bleiben, zu beschwören, nicht das wunderbare Glück Frankreichs aufs Spiel zu setzen, indem Sie es in die unbekanntten Wüsteneien des Nordens schleppen.“

Es liegt etwas Schreckenerregendes in dem blinden Ungestüm, mit welchem Napoleon unmittelbar vor dem Beginn und in der ersten Hälfte des Feldzugs seinem Schicksal entgegeneilt. Nirgends finden wir deutlichere Spuren dieser verhängnißvollen Hartnäckigkeit, als in einem Tagebuche Durocs, das er wahrscheinlich für sich selbst geschrieben, denn er hat es bei Lebzeiten niemand sehen lassen. 1813, nach seinem Tode, kam es in den Besitz eines seiner vertrautesten Freunde, der es Villemain mittheilte. Wir finden darin Stellen, wie folgende, die jetzt wie Prophezeihungen klingen: „Es wird dem Kaiser ebenso unmöglich sein in Smolensk oder in Moskau Friede zu schließen wie in Witepsk; er wird nur weiter von Frankreich entfernt sein — das ist alles. Der Friede wird uns fliehen, wie der bewaffnete Widerstand verschwunden ist; man wird uns keine Schlacht anbieten, bis der Feind sieht, daß wir noch mehr von Anstrengungen erschöpft sind und ein guter Theil unsrer Cavalerie unberitten ist. Werden die Russen geschlagen, so sammeln sie sich ein wenig weiter rückwärts; Ersatz für ihren Verlust finden sie leicht, denn sie sind zu Hause, während wir“ — Einige dieser Aufzeichnungen sind kaum lesbar und verrathen die Eile und Aufregung eines von schweren Sorgen Gedrückten, während sie mit wenigen, zuweilen abgerissenen Worten die Stürme in der

Seele des Kaisers schildern. 3. B. „4. August zwei Uhr früh. Er hat ein Bad genommen; große Aufregung. Wir müssen vorwärts, — die verlorne Zeit wiedergewinnen! Wir können nicht ewig in diesem jämmerlichen Palast des Herzogs von Württemberg bleiben. 5. August ein Uhr früh. Er dictirte einen Rapport über die Bewegungen der verschiedenen Armeecorps. Der Versuch ist fehlgeschlagen! Gebrannte, unreife Roggenkörner gebieten der Seuche keinen Stillstand! Dombrowski kann die Festung nicht mit 1200 Pferden einnehmen; was nützte uns die Einnahme von Riga? Das einzig mögliche wäre jetzt ein ungeheurer Sieg; eine Einnahme von Moskau, welche die Welt in Erstaunen setzte. — Der Kaiser hat zwei Stunden geschlafen; er zeigte mir den Schimmer des grauen Morgens am Horizonte. „Wir haben immer noch fast drei Monate lang schönes Wetter, sagte er. Ich brauchte nicht soviel für Austerlitz und Tilsit.“ 7. August. Der Kaiser ist wieder sehr unwohl gewesen; er hat Opium genommen. „Duroc“ sagte er, „wir müssen vorwärts oder sterben. Ein Kaiser stirbt stehend und in diesem Falle stirbt er eigentlich nicht. Sie fürchten die Preußen zwischen Moskau und Frankreich. Gedanken Sie an Jena und rechnen Sie lieber auf ihre Furcht als auf ihren Haß. Aber wir müssen vorwärts, wir müssen uns rühren.“ Der Kaiser ist abermals unwohl, dieses Fieber der Ungewißheit muß aufhören!“

Einen merkwürdigen Eindruck macht Narbonne in einer Schilderung eines Abends in dem noch brennenden Moskau. In einem großen Salon des Kremlin, von einem riesigen Ofen erwärmt und wie zu einem Feste erleuchtet, stand Napoleon, umgeben, von einigen der vornehmsten Würdenträger seines Hofes. Er ging rasch im Zimmer auf und ab und versuchte eine Unterhaltung in Gang zu bringen, an welcher jeder Theil nehmen sollte, die aber wegen der trüben Gedanken, die jeden beschäftigten, zu einem beständigen Monolog wurde. Der Kaiser sprach von dem zur Verherrlichung eines großen Reichs dienenden Glanze, von der Wichtigkeit der Kunst und des Dramas insbesondere und von dem Decret über die Organisation des Theatre français, das er an demselben Tage (am 15. October) unterzeichnet hatte. „Ich hätte Sie um Rath fragen sollen“ rief er plötzlich aus, als wäre er entschlossen jemanden zum Antworten zu nöthigen; Sie sind ein Liebhaber des Theaters, wenn ich nicht irre. Doch ziehen Sie die Komödie vor, glaube ich; die Manieren der Grand monde, Cellimene, Mademoiselle Contat; nicht wahr? Ich meines theils ziehe die Tragödie allem vor — die hohe und classische Tragödie, wie Corneille sie geschrieben hat. . . . Ich möchte nur wissen, wovon die Dichter meiner Regierung besessen sind; Chenier hat mir mit seinem Kambyses alle Geduld vertrieben. Warum stellen sie nicht Karl den Großen, Ludwig den Heiligen oder Philipp August dar? Gegen Stoffe aus der Geschichte anderer Länder habe ich auch nichts. Warum nehmen sie nicht z. B. Peter den Gro-

ßen, diesen Mann von Granit, der die Civilisation in Rußland und den russischen Einfluß in Europa begründete und der mich ein Jahrhundert nach seinem Tode zu dieser verhängnißvollen Expedition zwingt?" Und jetzt erst lösten sich die Zungen, als der Gegenstand, den alle zu vermeiden wünschten, sich so zu sagen in die Unterhaltung eingedrängt hatte.

Aber wie war unterdessen die Stimmung zu Hause und welchen Empfang bereitete Frankreich dem Herrscher vor, der unüberwunden, aber nicht als Sieger zurückkehrte und nur kümmerliche Reste von der Armee zurückbrachte, welche die großartigste der neuern Zeit gewesen war? Wir führen Billemain's eigne Worte an, denn er spricht aus persönlicher Erfahrung: „Seit etwa einem Monat kannte jeder das Unglück, nicht in seinen greuelvollen Einzelheiten, aber die Unermesslichkeit der Katastrophe. Man kannte es auch durch das neunundzwanzigste Bülletin, das zwei Tage vor der Rückkehr des Kaisers, am 20sten December 1812, im Moniteur erschien. Darin hatte Frankreich den Bericht über die letzten Verluste der Armee gelesen, den es sich immer wieder voll Bestürzung ins Gedächtniß zurückrief; und diese späten Eingeständnisse, entsetzlich, aber noch nicht vollständig, erschienen nach einer langen Periode des Schweigens und der Lüge wie eine Reaction der Wahrheit und erfüllten alle mit der Betäubung sorgenvoller Unruhe.“ Vielleicht zum ersten Male mischte sich in die öffentliche Trauer und die Thränen der Einzelnen, in die düstere Ungewißheit und die beständigen Todesnachrichten, die zahllose Familien in Trauer versetzten, offen ausgesprochene bittere Entrüstung. Laut wagte man die unglücklichen Worte am Schlusse des Bülletins zu tabeln, welche bestimmt zu sein schienen eine Art Entschädigung für seinen beklagenswerthen Inhalt darzubieten „Die Gesundheit des Kaisers war nie besser.“ — Wir müssen mit diesem Beispiel von der kolossalen Selbstsucht des Eroberers schließen und können Billemain nicht durch die Krisis von 1813 und die 100 Tage begleiten, so interessant auch darüber seine Mittheilungen sind.

### Literatur.

Die Todtenhand. Von F. le Prince. Aus dem Französischen übersetzt von A. Kressschmar. 3 Bände. Leipzig, Kollmann. — Der Verfasser hat den Roman Monte-Christo in der Weise fortgesetzt, daß er zeigt, wie die abstracte Rachsucht des reichen Grafen, soviel Grund er auch hatte, seinen Feinden zu zürnen, doch in ihrem innersten Kern unsittlich und frevelhaft war. Er läßt die schlimmen Folgen derselben hervortreten, und der Graf Monte-Christo muß zuletzt als reuiger Büsser bei allen Personen, die er gekränkt, demüthige Abbitte thun.